

# Im Nebel

Autor(en): **Kurz, Karl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 18

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670959>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Endlich fand ich eine golden-treue Seele, die mir wenigstens, wieder gegen schwere Bestechung, zwei Flaschen Wein und ein Glas brachte. Inzwischen waren die da drinnen längst beim Hauptgang angelangt. Gott, sahen die Platten appetitlich aus! Ich trank ins Elend — und in den leeren Magen. Drinnen hielt irgendwer eine Rede. Fetzen davon drangen zu mir heraus, wo das Klappern der Teller und Gabeln überwog.

Jedesmal, wenn drinnen applaudiert wurde, prostete ich mir ausgiebig zu. Der Wein war ausgezeichnet. Die zweite Flasche würde auch nicht mehr weit reichen. Dafür bekam ich langsam Mut.

Ich unternahm wieder einmal eine Attacke auf den uniformierten Goalkeeper, diesmal aber mit beträchtlich erhöhter Lautstärke und weniger gewählten Ausdrücken. «Sirmel» kam bereits in meiner Rede Fluss vor, «Sirmel» und ähnliche Liebenswürdigkeiten. Als ich ihn einen schikanösen Lappi nannte, begann er rot anzulaufen und riss mir einen Westenknopf aus.

«Machen Sie keinen Skandal!» sagte er trocken, wenn auch sehr streng. «Ich randaliere nicht. Achten Sie auf Ihre Worte!» gab ich zurück. «Es ist ja lediglich eine dumme, stupide, sture Formfrage, dass ich nicht da drinnen sitzen kann. Dann müssten Sie mich bewachen. Sie bringen sich ja selber um Ihr Brot. Lassen Sie mich nun endlich gutwillig hinein in den Saal, dann haben Sie einen mehr zu bewachen! Das ist direkt Arbeitsbeschaffung für Sie.»

Ich sagte noch viele Dinge. Wie ein Advokat, von Dôle beschwingt, packte ich die entlegensten Argumente aus — zu keinem guten Ende.

Die dritte Flasche war leer. Ich sang dem Mann ein trauriges Lied vor, um ihn zu rühren. Es half nichts. Mit tränenunterlaufener Stimme schilderte ich ihm die Qualen des Hungers. (Eben trug man die Käseplatten vorüber!) Ich hatte tatsächlich Hunger. Fassen Sie einmal vor dem Saaleingang zu einem Bankett Posto, sehen Sie einmal zu, wie man Platte um Platte vor Ihrer Nase hineinträgt, dass die angenehmen Düfte nur so herumschwirren wie die Mücken — und alles im Bewusstsein: Ich gehöre da hinein! Ich habe eine Bankettkarte. Dort, weit, weit vorn, sitzt ein Präsident, den Sie duzen und der alles mit wenigen Schritten in Ordnung bringen könnte. Und da steht so ein Esel in Uniform («Esel», dachte ich mit drei Flaschen im Leib über den Wackern!) und übt sich in Pflichterfüllung, just an Ihnen ...

Als ich es mit dem Schreck probieren wollte und ihn kurz, knapp und militärisch anbrüllte, wuchs plötzlich ein Polizist aus dem Boden, nahm mich am Aermel und führte mich ins Freie. Auf der Treppe kreuzten wir die Kaffeekannen.

Ich war den Tränen nahe und schwach vor Hunger. Und als ich zu Hause angekommen, ein wenig Mitleid erwartete, weil mir nicht gut war, sagte diese Frau:

«Du hast wohl zuviel gegessen!»

*Karl Friedrich Kurz*

## I M N E B E L

Der Morgen ist klar gewesen, der Himmel rein und blau und wunderbar tief. Und dieser strahlende Morgen hat die Menschen hinausgelockt hinauf auf die Berge. Auch mich lockte er ...

Da liegen nun die Berge vor mir, die ganze wilde Kette vom Wetterhorn bis zur Blümlisalp. Lichtblau steigt sie hinter dunklem Vorgelände empor und trägt auf ihren Gipfeln den Schnee ungezählter Jahrtausende.

Ich habe ihn hundertmal gesehen, diesen unvergleichlichen Kranz weissgleissender Gipfel und Hörner und Grate — wenn er sich blaudunkel und geheimnisvoll von der Morgenröte abhob, wenn die Mittagshitze darüber flimmerte, und am Abend, wenn die Schneefelder die zarte Farbe von Bischofsgewändern und Herbstzeitlosen annahmen; ich sah sie aus schwerem Gewölk hervortreten und ich sah sie im kaltgrünen Mondlicht mit funkelnenden Kanten und gläsern blinkenden Eisrändern und blinden schwarzen Schatten, die die Seele traurig stimmten wie fernes Sterbegeläute. Ich sah sie hundertmal — und immer sind sie mir wieder neu. Und immer sind sie herrlich.

Vor kurzem schienen sie noch fern und unerreichbar, mehr ein Bild schienen sie, ein Traum fast, der nie verwirklicht werden konnte. Aber da kamen wir nach Interlaken, schritten durch die breite, wohlgepflegte Strasse mit den Fremdenpalästen zur Seite, wo sich noch überall der ein-

stige Glanz kundtut, den die Vornehmen aus allen Ecken der Welt hierher trugen. Und dann fuhren wir in die Berge — ein dunkles Tempeltor.

Hier ist die Welt der Ueberraschungen und der Gegensätze. Erwartung weckt jeder Augenblick. Und der nächste erfüllt sie. Stille und Einsamkeit sind ringsum, dunkle Wälder mit Felsen und undurchdringlichem Gestrüpp. Und durch diese weltentlegenen Wälder fährt diese Eisenbahn mit den schön ausgestatteten Wagen, führt die Menschen schnell und leicht von den grossen Städten hinauf in Bergeshöhe, wo der Himmel tiefer und blauer ist, als unten im Tal und wo die weiten Horizonte sind.

Seltsam zu glauben, dass vor kurzem noch die kristallklare Bläue über all diesen Höhen lag, dass überall auf Eisfeld und Grat das Licht der Frühlingssonne funkelte, dort, wo jetzt wallende Wolkenschwaden rastlos hin und her schwebten, wie Rauchfahnen steil in die Höhe schossen, und sich wie lange düstere Schleier um die Felsenhörner legten.

Draussen begannen auf einmal die Tropfen zu fallen. Hart und lärmend klopften sie aufs Wagendach. Und Nebel sanken nieder. Da sassen wir nun enggedrängt, Menschen aus allen Ecken der Welt, die der Zufall und die Wanderlust hier in einem kleinen Raum zusammengeführt. Neben mir hatte sich eine italienische Familie niedergelassen, ein kleiner Herr mit weissem Knebelbart, eine runde Dame und vier junge Mädchen. Sie hatten grosse Sträusse von Feld- und Waldblumen mit in den Wagen gebracht und führten sie nun über den Berg.

Alle die jungen Mädchen hatten die schönen Augen des Südens, voll Leidenschaft und Glut, mit dem feuchten Schimmer stiller Schwermut darüber. Eins davon glich in auffallender Weise dem Dichter der divina commedia, dem schmalen feingeschnittenen Gesicht, das wir kennen. Zu allem Ueberflusse zog sie nun ein Büchlein aus der Tasche, legte es aufs Knie und begann mit dünnem, spitzem Stift kleine Buchstaben zu kritzeln.

So fuhr also an meiner Seite das Abbild Dante Alighieris über die kleine Scheidegg; und unter den zerbrechlich zarten Fingern entstanden Verse.

Hinter der langen Wagenbank redeten eifrig ein paar gelbe Japaner. Wenn ich an dem zarten Ebenbilde Dantes vorüberschaute, sah ich das merkwürdig blutleere Gesicht eines dieser kleinen Männer. Lebhaft, blitzende, schwarze Augen, ein dünner, dunkler Schnurrbart und eine Haut wie

hundertmal zerknittertes, uraltes Pergament. Besonders die Lippen waren dünn und trocken und vermochten kaum die prachtvollen, ebenmässigen Zähne zu decken.

Er unterhielt sich eifrig mit einem andern Sohne Nippons, der stark und dick war und das Aussehen eines der künstlich gemästeten Ringkämpfer hatte.

Sie sprachen lange über Kakemonos. Sie schienen in ihrer Meinung einig zu sein und lächelten das undurchdringliche Lächeln ihres Volkes und nickten. «Ha-ha.»

Und einmal fiel der Name Fuji-Yama. Aber da wurden für einen Augenblick ihre Gesichter ernst und etwas Fernes stand darauf.

Auch vor meinen Augen gaukelt dieses Wort seltsam schöne Bilder herauf. Ohne dass ich es mir bewusst war, hatte ich den Kopf zum Fenster hingedreht. Und glaubte ich im Grau der treibenden Nebel die Umrisse jenes heiligen Berges zu erkennen. Zwei sanft gebogene Linien, die sich in einer Schneekuppe trafen, hoch über allen andern Bergen, unendlich hoch über dem Lande mit seinen alten Tempeln, mit dem Torii und den schmetterlingbunten Strassen, mit den Irisblumen und den frohen, libellenhaften Mädchen. «Ha-ha» ... wie ist doch die Welt klein, dass unser lächerlich kurzes Leben so vieles von ihr zu erfassen vermag und dass man im Nebel, der den Mönch und seine beiden mächtigen Nachbarn verdeckt, die Umrisse des Fuji-Yama erkennen kann.

Warum gab es plötzlich eine Stille im Wagen? War es der Name des heiligen Berges? War es ein Zufall?

In der Stille fiel die scharfe Stimme eines Dänen: «Del var nok Fanden med denne Taagen!»

Es war die echtste Aussprache Kjöbenhavens, in der alle *a* wie *ä* klingen. Hat wohl der junge blonde Mann, der wie ein Wikinger aussieht und so überlaut den Teufel über den Nebel wünscht, das Wort nicht gehört: «Fuji-no-Yama?»

Aber da lächeln die Japaner wieder ihr uraltes, höfliches Lächeln.

Eine Amerikanerin fragt den ihr gegenüber sitzenden schottischen Priester: «You have never been in New York?»

Und sie versichert ihm mit wundervoll, leuchtenden Augen, dass es dort Kaufläden gäbe, wie sonst nirgends auf der Welt.

Mir gegenüber sass ein Engländer. Sein Gesicht hatte ich bis dahin auf dem ganzen Wege nur zweimal gesehen, unten, als er in Lauterbrun-

nen einstieg, und das anderemal, als er seine Pfeife neu stopfte und anzündete. Sonst las er die «Times» mit den unzähligen, eng bedruckten Seiten. Von Zeit zu Zeit stieg ein kleines blaues Rauchwölkchen über deren obersten Rand empor. — Mir kam es so vor, als passe dieser ruhig lesende Mann so ausnehmend gut zum grauen Fenster, das er halb verdeckte, als verkörpere er gewissermassen die erdrückend gleichmässige Ruhe, die sich draussen über alle Dinge niedergelassen.

So fuhren wir langsam aufwärts, an Wengen und Wengernalp vorbei. Obschon sich die Menschen auf den paar Bänken im Wagenabteil alle fremd waren, war doch eine gewisse Gemütlichkeit da, unbestimmt zwar, aber unverkennbar. Die vier jungen Italienerinnen froren, als wir uns der Höhe näherten, und beklagten die Aussicht, die ihnen an diesem Tage nicht beschieden war. Aber dann lachten sie. Und als sie auf der Kleinen Scheidegg noch ganze Haufen Schnee fanden, freuten sie sich und eröffneten sofort einen zwar lauten, aber unblutigen Krieg.

Der Engländer mit der «Times» war ein paar Schritte vor mir hergegangen, plötzlich blieb er stehen und fragte mich, was ich vom Wetter halte, und ob man wohl vom Jungfrauoch aus etwas sehen könne.

Es fing da in dichten Schwaden an zu schneien. Er nickte dazu und erklärte, dass er in keinem guten Verhältnis zur Jungfrau da oben stehe. Zweimal vorher sei er schon hier gewesen und habe nichts gesehen. Nun gut. Er werde wieder kommen. Und er lächelte wieder. Und in diesem Lächeln lag so viel sonnige Lebensklugheit und zähe Zuversicht. Das macht sie gross, die Engländer.

Ein Teil der Reisenden fuhr jetzt trotz Nebel und Schnee zum Jungfrauoch hinauf. Ich blieb unten und ging langsam gegen den Eigergletscher zu, über alte vertraute Pfade. Da war nun wohl der Nebel und verhüllte hartnäckig die Aussicht. Aber mir war, als riesle mit dem körnigen Schnee auch noch etwas anderes aus dem grauen Himmel nieder, etwas, das sich nicht mit Worten nennen lässt, das mich aber mit einer wohligen, wunschlosen Müdigkeit erfüllte.

Das Weben des Nebels hatte seine stillen Wunder. Giftgrün tauchten zuweilen die Eisbrüche des Eigergletschers daraus empor, gespenstisch fahl leuchteten die weiten Schneefelder und schwarz und nassglänzend wie Kohl standen die Felsen daraus empor ...

Max Schaffner

## M A G D A L E N A

«Es hät e mool vor Ziite  
en guete riiche Ma  
uf sine grosse Weide  
vil tuusig Schöfli gha.  
Und eis vo dene Schöfli  
läuft vo de Herde weg,  
chunt uf en schüli wüeschte Weg...»

So sang unser Ferienkind, die fünfjährige Magdalena. Und wenn wir fragten, wie es nun weitergehe, da meinte sie überzeugt: «He, denn hät er's ebe wieder gfunde!»

Monate mit all ihrem neuen Erleben sind darüber vergangen. Das frohe Geistlein aber spukt immer noch lebendig in unserem Haus. Es brachte so viel Bewegung in alle Herzen, dass es nun in der Erinnerung lebt.

«Das isch e chli zimli wit!» äussert der kleine Gast auf dem Weg zum Landschulhaus. Trotzdem bringt er einen reizenden Wiesenblumenstraus, den ich sorgfältig beiseite lege.

«Muesch en aber grad istelle, susch verlahmet er!» wehrt sich die Spenderin.

Zum Frühstück gibt's Ovomaltine mit Zucker. Daheim bekomme sie Ovo ohne Zucker — aber sie wolle nun probieren, welches «güeter» sei.

Hüten oder unterhalten muss man Magdalena nicht, weil sie sich selber und die andern dazu unterhält. Streit kann sie nicht begreifen. Von einem Nachbarskind wohlhüstig gebissen, findet Magdalena schliesslich heraus, man sollte ihm alle Zähne ausziehen.

Ebenso unduldsam, aber korrekt urteilt sie über Wortbrüchige, seien es Erwachsene oder ihresgleichen. Eine Spielkameradin, die einen versprochenen Besuch plötzlich aus einem nichtigen Grunde unterlässt, straft sie mit Verachtung und schliesst die Türe.

Ohne altklug zu wirken, hält Magdalena auf grossen Anstand. Zur Abendstunde, wenn so viele Kinder mit Mühe und Not zu Bett gebracht werden, begibt sich unser Gast von sich aus ins Nebenzimmer: «Ich mach jetz e chlini Ueberraschig.»